Leopold Heinrich Fischer.

Der Lebensgang des geschiedenen Freundes, dem dieser Nachruf gewidmet ist, zeigt wenig Wechsel der Scene; sein Sarg wurde geborgen in dem Boden, auf welchem seine Wiege stand und den er nie auf längere Zeit verlassen hat. Leopold Heinrich Fischer wurde am 19. December 1817 zu Freiburg im Breisgau geboren, erhielt seine Vorbildung auf den Schulen seiner Vaterstadt und machte seine Studien an ihrer Universität. Nach einem kurzen Aufenthalte in Wien liess er sich in der Heimath als praktischer Arzt nieder. Doch gab ihm die Ausübung des ärztlichen Berufs wenig Befriedigung, und seine Liebe gehörte den Naturwissenschaften. So habilitirte sich Fischer im Herbste 1845 in der medicinischen Facultät der altehrwürdigen Albert-Ludwigs-Universität mit der Befugniss Vorlesungen über Zoologie und Mineralogie zu halten. Im Sommer 1854 wurde ihm unter Ernennung zum Professor extraordinarius die erledigte Lehrkanzel der Mineralogie und Geognosie übertragen, deren Überweisung in die philosophische Facultät noch in demselben Jahre erfolgte. Im Frühjahr 1855 erhielt er die Direktion der mineralogisch-geognostischen Sammlung und wurde zum ordentlichen Professor ernannt. Dreimal, 1866/67, 1870/71 und 1875/76 stellte ihn das Vertrauen seiner Collegen als Prorektor an die Spitze der Universität. Durch volle 80 Semester waltete er treu und unermüdlich seines Lehramts. Am 1. Februar 1886 schloss er die Augen nach langem schwerem Leiden.

Die wissenschaftliche Persönlichkeit Fischer's kann man nicht besser charakterisiren, als indem man ihn einen lebenslang Lernenden nennt. Seine Entwicklung fällt in eine Epoche so raschen intensiven und extensiven Wachsthums der Naturwissenschaften, dass es der ganzen Kraft des einzelnen Forschers bedurfte, um dem Fortschritt auch nur auf einem Gebiete folgen zu können. Die Gestaltung seiner Lebensverhältnisse zwang Fischer das Arbeitsfeld, auf welchem er sich so ganz heimisch gemacht hatte, die Insektenkunde, in einem Lebensalter zu verlassen, in welchem die Erwerbung des Rüstzeuges zu neuer Arbeit anfängt, schwer zu werden. Es hätte ihm nahe gelegen nach seinem Übertritt zur Mineralogie seine reichen zoologischen Kenntnisse zu benutzen und sich der Paläontologie zuzuwenden. Aber es war nicht seine Art, es sich leicht zu machen, und so sehen wir ihn eifrig beschäftigt mit specieller Mineralogie und Petrographie. Wo immer sich neue Bahnen für mineralogische Forschung öffnen, finden wir ihn als einen der ersten, der sie begeistert einschlägt. Er war kein Specialist, der in enggezogenem Kreise sich tiefer und tiefer eingräbt, und eben dadurch die Umgebung mehr und mehr aus dem Gesichtsfelde verliert. So nachhaltig und gründlich auch seine Beschäftigung mit einem Thema ist, er strebt stets vom Einzelnen zum Allgemeinen und das führt ihn immer auf neues Gebiet. Dieser Zug in seinem Wesen bedingt und erklärt die grosse Mannichfaltigkeit der bearbeiteten Themata, welche bei dem Überblick über die lange Reihe seiner wissenschaftlichen Publikationen von 1843 bis zu seinem Tode überrascht.

Das erste Jahrzehnt gehört der Zoologie, beginnend mit seiner Inauguraldissertation (Enumeratio coleopterorum, circa Friburgum indigenarum) und seiner Habilitationsschrift (Über die Käferschuppen, 1846) und gipfelnd in seinem grossen Werke Orthoptera europaea, Leipzig 1853, mit welchem sich der noch junge Forscher eine weithin geachtete Stellung unter den zoologischen Systematikern erwarb. Dann beginnt mit der Übernahme der mineralogisch-geognostischen Lehrkanzel eine Serie mineralogischer und petrographischer Studien, anfangs noch, um geologisch zu sprechen, in Wechsellagerung mit zoologischen Aufsätzen. In diese Zeit fallen, um nur die wichtigeren

Publikationen hervorzuheben, die Artikel über Oligoklas von Wolfach 1852, Über Eusynchit 1854, Über die triklinoëdrischen Feldspathe in den krystallinischen Gesteinen des Schwarzwaldes 1857—1860, Über eine neue Felsart, Kinzigit, 1861, Über Trachyte und Phonolithe des Hegaus und Kaiserstuhls 1862, Über angebliche Einschlüsse in Phonolith und Basalt 1863 und 1865, und wiederum am Ende eines Decenniums die reifste Frucht mühsamer Arbeit, sein Clavis der Silikate, Leipzig 1864. Wieder ein Abschnitt und ein Einschlagen neuer Wege. Gewissermassen als Vorläufer einer spätern Entwicklungsepoche erscheinen 1865 und 1866 seine Artikel über Pseudonephrit und über die in Pfahlbauten gefundenen Nephrite und nephritähnlichen Mineralien. Mittlerweile aber hält das Mikroskop seinen siegreichen Einzug in die Mineralogie, Zirkel's und Vogelsang's Arbeiten eröffnen ungeahnte Perspectiven. Sofort schliesst sich H. Fischer der Bewegung an, deren hohe und nachhaltige Bedeutung er richtig erkennt. In der Art und Weise aber, wie er sich der neuen Untersuchungsmethode zu bemächtigen sucht, offenbart sich die wissenschaftliche Natur Fischer's in klarster Form. Das unverdrossene Zurückgehen auf den Ursprung und die Anfänge einer Kenntnissreihe ist ihm innerstes Bedürfniss; er sucht sie historisch zu erfassen und muss den Entwicklungsgang der Gesammtheit in der eigenen Person bewusst wiederholen. Von dem so gewonnenen Standpunkt aus hält er Umschau und sucht die Ziele, an deren Erreichung er die eigene Kraft setzen will. Im Jahre 1868 erscheint sein Chronologischer Überblick über die allmählige Einführung der Mikroskopie in das Studium der Mineralogie, Petrographie und Paläontologie, Freiburg i. Br. Eine lange Reihe vorwiegend chemischer Bestrebungen hatte im Clavis der Silikate ihren Abschluss gefunden. Hier knüpft er an und sucht die neu gewonnene Methode in den Dienst der Mineralchemie zu stellen. Er zeigt, wie erst das Mikroskop es ermöglicht, die Homogeneität der Mineralien zu beurtheilen und dem Chemiker ein Material zu liefern, dessen Analyse über die chemische Constitution der Mineralien wirkliche und zuverlässige Auskunft zu geben vermag. Bei seiner peinlichen Ordnungsliebe und Genauigkeit und seiner Abneigung

gegen leichtfertige Speciesmacherei wird es ihm ein förmlicher Genuss, alle die schlecht und ungenügend begründeten, oder auch nur zweifelhaften Arten auf ihre Homogeneität zu prüfen und so entstanden seine Kritischen mikroskopisch-mineralogischen Studien 1869, 1871, 1873. Trotz der beschränkten Mittel des ihm unterstellten Museums wusste er sich alle diese Stoffe zu verschaffen und hatte dann vielleicht mehr Freude daran, eine schlechte Species zu vernichten, als ihr Vater gehabt hatte, sie zu schaffen. — Diese Beschäftigung führte ihn zurück zu einem alten Lieblingsthema, und nach einer Dekade vorwiegend mineralogischer Studien beginnt im Jahre 1874 mit seinem Vortrage „Über die Nephritfrage vom archäologisch-ethnographischen Standpunkte“ in der Berliner anthropologischen Gesellschaft die lange Reihe von Untersuchungen über den Nephrit und verwandte Substanzen in mineralogischer, archäologischer und ethnographischer Beziehung, die erst mit seinem Tode zum Abschluss kam. Und auch hier, ganz besonders in seinem grossen Werke, Über Nephrit und Jadeit nach ihren mineralogischen Eigenschaften, sowie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung, Stuttgart 1875, dokumentirt sich wieder in deutlichster Weise die oben gekennzeichnete Gelehrtennatur Fischer's, besonders das zähe Verfolgen seines Gegenstandes bis zu erschöpfender Darstellung nach allen seinen Beziehungen und die quellenmässige Entwicklung seiner Geschichte.

Mit dem Ergreifen des Nephrits war Fischer bei einem Gegenstande angelangt, welcher wohl für lange Zeit mit seinem Namen unzertrennlich verknüpft bleiben wird. Aus allen Ländern der Erde wurden ihm die Originalstücke zur Bestimmung eingesandt. Er setzte, um die Herkunft dieser merkwürdigen Mineralsubstanz und ihre Wanderungen zu erforschen, nicht nur seine Freunde und Correspondenten in Bewegung, die deutsche Diplomatie in China und Persien musste für ihn Nachfrage und Umschau halten. Er führte Briefwechsel in Sprachen, die er z. Th. erst zum Zweck seiner Nephritstudien erlernte. Und damit er gewissermassen auch wissenschaftlich den Kreislauf des Lebens vollende, führte ihn der Nephrit zur organischen Welt zurück. Anthropologie. Urgeschichte der Menschheit und Ethnographie beschäftigten

ihn eingehend in den letzten Lebensjahren. Davon hinterlässt er ein glänzendes Zeugniss in der von ihm begründeten ethnographischen Sammlung der Freiburger Universität.

H. Fischer war eine mittheilsame Natur. Was er trieb und studirte beherrschte ihn gewissermassen; er lebte jeweils im Banne einer bestimmten Gedankenreihe, aus welchem er Befreiung suchte durch Anregung Anderer, durch Discussion mit seinen Freunden und Bekannten und durch lehrsame Mittheilung des von ihm Erforschten. Darin lag seine Kraft und zugleich seine Schwäche als Lehrer. In seinen Vorlesungen schweifte er gern von dem augenblicklichen Gegenstande derselben ab auf jene Nebengebiete, denen er seine Aufmerksamkeit gerade zuwandte. So war er denn nicht immer ein streng systematischer Lehrer, aber er regte an, gewann die Aufmerksamkeit und das Interesse für naturhistorische Dinge und erlebte oft mit dankbarer Gesinnung, dass ihm alte Schüler aus weiter Ferne Gesehenes und Gesammeltes mittheilten.

Die ihm unterstellten Sammlungen hat er mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und nach durchaus principiellen Gesichtspunkten verwaltet, die er nach reiflicher und objectiver Überlegung gewonnen hatte. Er erlaubte sich nicht, schöne und grosse Suiten der ihn besonders interessirenden Mineralien zu erwerben. Die geringen Mittel, über welche er mit peinlicher Ökonomie verfügte, wurden zunächst für die Completirung der Sammlung verwendet; er bestrebte sich, von jeder neu aufgestellten Mineralart einen Repräsentanten zu beschaffen. Das Mineral war ihm in erster Linie, wenn nicht ausschliesslich, Material zu wissenschaftlicher Forscherarbeit, nicht ein Pracht- und Schaustück, womit er die Pulte seiner Sammlung zieren wollte. Aber er betrachtete sich niemals als den alleinigen Nutzniesser des mineralogischen Museums, sondern als seinen bestellten Verwalter zum Besten Aller. Niemand gestattete mit grösserer Liberalität die Benützung seines Materials und seiner Instrumente. Der Schreiber dieser Zeilen, der in dem Geschiedenen den ältesten seiner wissenschaftlichen Freunde verloren hat, gedenkt mit herzlichster Gesinnung der unermüdlichen und selbstlosen Unterstützung, die Fischer dem angehenden Docenten bot, der freundlichen Objectivität, womit er jeden Widerspruch und jede Meinungs-

verschiedenheit aufnahm, der steten Anregung und der warmen Anerkennung jeder wissenschaftlichen Bestrebung.

H. Fischer war eine markige, eigenartige Persönlichkeit innen und aussen, die man nicht vergass, wenn man ihr einmal im Leben nahe getreten war — ein Schwarzwaldkind mehr, als ein Sohn der sonnigen Rebgelände, in denen er geboren war. Die schwere, knochige Gestalt mit dem starken Haupte, vorn übergebeugten, fast fallenden Ganges, mit dem leicht erregten, leidenschaftlichen blauen Auge in tiefer Höhle unter buschiger Braue deutete auf eine schwer zugängliche, in sich geschlossene Individualität. Anspruchslos bis zur Gleichgültigkeit gegen die holden Güter dieses Lebens, ein abgesagter Feind von Prunk und Schein, fast ohne alle Vorurtheile der Bildung und des Standes, abhold jeder demonstrativen Gefühlskundgebung — so fehlte seinem Wesen bis zu gewissem Grade die gefällige Anmuth. Der Verkehr mit ihm war nicht immer leicht, da er den Verhältnissen keine Rechnung zu tragen gesonnen war, sobald es sich um Grundsätze handelte, und die Sachen erschienen ihm leicht in principieller Beleuchtung. — Man ahnte nicht hinter dieser fast schroffen Gebahrung und Erscheinung die helle Freude an Theater und Musik, welch letztere er ausübend und schaffend mit vielem Talente trieb, die heitere gesellige Natur, die den Umgang mit Kindern und Heranwachsenden in ungewöhnlichem Maasse liebte und pflegte.

Nach seiner ganzen Anlage eine leicht und hoch erregbare Persönlichkeit, hatte er sich selbst wunderbar geschult und gestattete seinen heftigen Impulsen keine Herrschaft über sich. Er hatte sein Leben ganz nach sittlichen Grundsätzen geregelt; der lebendige kategorische Imperativ, unnachsichtig streng gegen sich und andere, gab er sogar seiner leidenschaftlichen Liebe zur Arbeit nur soweit nach, wie er es glaubte verantworten zu können. Selbst ohne Familie, lebte er allein seinem Amte und den Pflichten gegen die verwaisten Kinder eines früh verstorbenen Bruders und gegen seine Mitmenschen. Mit unerschütterlicher Treue und warmer Empfindung bewahrte er seine freundschaftliche Gesinnung den Personen, die er einmal lieb gewonnen hatte. Sein Hingang erweckt in vielen Herzen das Gefühl schmerzlicher Vereinsamung.

H. Fischer war aufgewachsen in den Anschauungen eines etwas doktrinären Liberalismus und blieb den Traditionen desselben durch sein ganzes Leben hin treu. Daraus entspringt seine opferwillige Antheilnahme an allen Bestrebungen um die Aufklärung und Fortbildung der niederen Volksklassen. Soweit Musse und Gesundheit es gestatteten, war er immer gern bereit zu Vorträgen über wissenschaftliche Dinge in den Arbeiterbildungsvereinen und — obgleich sonst nicht eigentlich ein Redner — verstand er vorzüglich hier den richtigen Ton zu treffen. Auch sein Anschluss an die altkatholische Gemeinde entsprang wohl mehr seinem liberalen Pflichtbewusstsein, als einem eigentlich religiösen Bedürfniss. Seinen bürgerlichen und politischen Pflichten kam er streng und gewissenhaft nach. Seiner durchaus idealen, man möchte sagen abstrakten Natur, lag die Würdigung der realen Mächte des Lebens auch im Staate fern und so konnte es nicht fehlen, dass er dem Gange der politischen Entwicklung Deutschlands bis zum Jahre 1869 oft fremd und unzufrieden gegenüber stand. Erst das Jahr 1870 brachte auch ihm die innere Versöhnung mit und die ungetrübte Freude an den vaterländischen Dingen.

Die Verdienste Fischer's um die Universität wurden durch mehrfache Beweise der landesherrlichen Gnade belohnt, seine wissenschaftlichen Bestrebungen trugen ihm manche Ehrenbezeugung von gelehrten Körperschaften ein. Trotzdem war sein Lebensgang weniger reich an äusserem Schmuck und glänzenden Erfolgen, als an Arbeit und Entsagungen. Aber ihm war des Menschen schönstes Loos beschieden: zu leben und zu sterben ohne inneren Widerspruch, im ungestörten Frieden mit sich selbst. Sei ihm die Erde leicht!

H. Rosenbusch.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie

Jahr/Year: 1886

Band/Volume: 1886_2

Autor(en)/Author(s): Rosenbusch Harry

Artikel/Article: Nachruf auf Leopold Heinrich Fischer 3001-3007